

Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 20

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Literatur und Kunst des Auslandes

Joris Karl Hynsmans † 13. Mai 1907. Der letzte Paladin der Schule Zolas, des unerbittlichen Naturalismus, ist mit Hynsmans verschwunden. Er war neben Guy de Maupassant die Stütze der Schule von Medan und publizierte mit dem Meister zusammen die „Soirées“. Seine Seele aber, die slämisch sensible und forschende Psyche, konnte sich mit dem starren naturalistischen Dogma nicht begnügen. Ein mystischer Zug trat bald in seinen Romanen auf. A rebours wurde das Meisterwerk Hynsmans, in dem sich schon die psychologischen Konflikte entfalteten, die sein späteres Leben erschütterten. Ein Suchen nach Befreiung, eine Sehnsucht nach einem Höhern und Größern ergriff und erschütterte ihn und er stieg in die tiefsten Abgründe mystischer Verirrungen hinab, in die Welt des Satanismus und der schwarzen Messe, die er mit der meisterhaften Kunst beschrieb, die er sich in seiner Jugend angeeignet hatte. Là-Bas war der letzte Roman dieser Periode; in dem darauf folgenden En Route bekehrt sich der Held zum Katholizismus, um dem Chaos des Skeptizismus zu entfliehen. Und dann zog Hynsmans selber die Konsequenz seiner literarischen Tätigkeit: Er verschwand aus Paris und bereitete sich in harten religiösen Übungen in einem Trappistenkloster auf den Schritt vor, den sein Held Durtal schon getan hatte. Seine Kunst erhielt sich auf der alten Höhe; mit glänzender Technik schrieb

er die wenig zusammenhängenden Szenen seiner Romane, die jetzt dem katholischen Ideal dienen. Es entstanden jetzt «La Cathédrale», eine ästhetisch künstlerische Verherrlichung des katholischen Kultus, und die Biographie der hl. Lidwyna von Schiedam, in der Hynsmans die trodene Stereotypie der Heiligenlegenden zu erneuern versucht hat. Hynsmans letzter Roman «L'Oblat» wiederholt die Geschichte seines Lebens. — Bevor er starb, hat der Dichter alle seine Manuskripte verbrennen lassen; vielleicht waren noch Entwürfe aus der Zeit vorhanden, wo er in suchendem Zweifel in allen Tiefen wühlte. Sein Tod bedeutet für die Literatur Frankreichs und für das Kulturbewußtsein Europas einen großen Verlust, denn er war zweifellos der Vertreter einer mächtigen, nie unterdrückten Strömung. So werden seine Werke für immer den großen Dokumenten der Menschheit zugeteilt bleiben.

H. G. P.

Deutsche Kunstausstellungen. In Dresden und Düsseldorf sind Kunst- u. Gartenbauausstellungen eröffnet worden.

Maeterlinck. Zu einem Jugendwerk Maeterlincks «Ariane et Barbebleu», hat sein Landsmann Dukas eine Musik geschrieben, die den Parisern kürzlich zum erstenmal vorgeführt wurde. Der Erfolg war beachtenswert; die Kritik aber macht Vorbehalte, aus denen man auf eine lange Lebensfähigkeit dieses Werkes nicht rechnen kann.

H. G. P.

Bücherschau

Schweiz.

Paul Ilg, Gedichte. (Berlin, Verlag von Wiegand & Griepen, G. R. Sarasin.) Vor etwa zwei Jahren erschien von

Paul Ilg ein Roman „Lebensdrang“; er erregte berechtigtes Aufsehen und stellte den noch jungen Autor mit einem Schlag in die vorderste Reihe der neu aufstrebenden schweizerischen Dichtergeneration.

Nun sind soeben „Gedichte“ von ihm herausgekommen, die fast sämtlich derselben Schaffensperiode entstammen: wie im Roman, so vernehmen wir auch hier das harte Lied vom Kampf ums Dasein, der für Ilg von Anfang an ein Kampf ums Glück, um die Güter der Welt und ihren Glanz und ihre Schönheit gewesen ist. Aber Ilgs Verse bedeuten doch nicht bloß eine lyrische Illustration und Variation zu einem Prosatext; sie zeigen ihren Dichter noch von einer neuen Seite.

Kraft und Beschaulichkeit sind das Hauptmerkmal dieser „Gedichte“. Sie erwecken den Eindruck eines soliden Künstlertums, doch läßt eine gewisse Schwere da und dort die Form nicht nur im Originellen, sondern auch im Ungelenken stecken; das lyrische Gold ist vielfach erst im Quarz vorhanden und noch nicht flüssig geworden, noch nicht in leuchtenden Fäden gesponnen. Die besten Stücke gehören der Stimmungslirik an, in der der Intellekt das Weltbild und seinen tiefen Sinn in sich einsaugt; nur wenige vertreten die Gefühlslirik, die Lyrik par excellence, in der das Erlebnis des Herzens im Lied ausströmt und die Einzel Dinge der Erscheinungswelt lediglich als Symbole nennt, um sich durch sie verständlich zu machen. Zu diesen wenigen zählen die „Lieder vom Leben und Sterben“, aus denen starke Innerlichkeit und Innigkeit spricht; glücklich in Ton und Rhythmus dem Volkslied angenähert ist auch das Liedchen „Am Brunnen“. Zu hohem Pathos und Schwung erhebt sich der Dichter in „Moses' Tod“, und in seinem „Arnold Winkelried“ gibt er uns eines der allerbesten Sempacherlieder und endlich beschließen die Sammlung ein paar gutgeschliffene Epigramme.

Als Gesamtgabe betrachtet: Paul Ilgs „Gedichte“ faszinieren nicht. Sie bewegen sich keineswegs in jenen modernen Regionen, an die uns der Einband des geschmackvoll ausgestatteten Bändchens glauben machen möchte; aber man wird sie trotz ihrer oft spröden Sachlichkeit lesen und wieder lesen und immer mehr darin finden. Für den Autor, von dem der

Verlag auf den Herbst einen neuen Roman ankündigt, bedeuten sie wohl nur ein Intermezzo im Stufengang seines eigentlichen, für die Prosadarstellung prädestinierten Schaffens . . .

—e.

Die als Opfer fallen. Roman von Hermann Stegemann. Verlag von Egon Fleischel & Cie., Berlin.

Die eifrig gepflegte und einem tiefen volkstümlichen Bedürfnis entsprechende Heimatkunst des Elsaß hat in Hermann Stegemann einen Epiker von hervorragender Begabung. An seine „Erntenovellen“ und seinen „Daniel Junt“ schließt sich neuerdings ein Roman an, der sich den besten Erzeugnissen seiner Gattung zur Seite stellen darf.

Die Zeit der Handlung ist die Mitte der achtziger Jahre, der Ort ein weltfremdes Elsässerneß am Fuße der Vogesen. Ein deutscher Gymnasialprofessor und seine Frau, die hier, inmitten eines fremdartigen und die beiden sehr ungleich beeinflussenden Milieus, um ihr eheliches Glück ringen, sind die Hauptpersonen der Handlung. Dazu gesellen sich in bunter, abwechslungsreicher Menge Typen aus dem elsässischen Volksleben und — über zeitliche und örtliche Schranken hinausragend in die Sphäre universeller Menschlichkeit — ein dulden- des, entsagendes Weib und ein in jugendlicher Liebes- und Lebenschwärmerei frühvollendeter Jüngling, — „die als Opfer fallen“.

Die Anlage des Romanes ist breit, die Handlung aus vielen Fäden allmählich zusammengeflochten. Man hat daher anfänglich den Eindruck einer gewissen stillosen Uneinheitlichkeit. Allein sobald man sich tiefer hineinliest, fühlt man diesen Mangel schwinden. Die künstlerische Abrundung des Milieus und die Einheit der Stimmung hält alles zusammen und verknüpft die stofflich verschiedenartigsten Elemente zu einer ausgeglichenen Komposition. Es geht durch die mancherlei Schicksale, die uns die Illusion miterleben läßt, ein gemeinsamer Grundton: Der Ernst herbstlicher Reife und stiller Resignation. Die Menschen, die irrend und tastend nach

einem Weg durchs Leben suchen, finden alle Pfad und Ziel. Während die einen durch stille Türen hinaustreten aus der Unrast der Welt, reichen sich andere stumm die Hände, um weiter zu wandern, Seite an Seite, ruhigen und sichern Schrittes. Seelennot und Elend füllen manche Seite des Buches, aber der Schluß ist von mild verführender Wirkung und mutet an wie ein friedlicher Abend nach gewitterbängem Sommertag.

In seiner Erzähltechnik offenbart Stegmann die alten ihm eigenen Vorzüge. Er ist ein Wirklichkeitsbildner von ausgesuchter Wahrheitstreue und ein feinführender Psycholog. Für die Analyse der Leidenden, in liebevoller Ergebung duldben Frauenseele zeigt er ein Verständnis, wie man es sonst nur bei dem Franzosen Maupassant anzutreffen gewohnt ist.

Die Menschen, nicht die Probleme sind dem Dichter Hauptgegenstände seines künstlerischen Gestaltens. Er stellt sie dar, wie die Wirklichkeit sie bietet, einen jeden in seiner besondern Art des Denkens und Fühlens. Wenn sie sich dann treffen auf dem Schachbrett des Lebens, dann stellen sich die Probleme von selber ein.

Seine Dichtung ist Heimatkunst in des Wortes vornehmster Bedeutung. Denn ihm ist das, was aus der Besonderheit von Land und Volk herauswächst, das was mit der Scholle zusammenhängt, nicht bloß ein Mittel zu dekorativer Ausstattung, sondern an und für sich ein künstlerischer Vorwurf. Er sieht in der Eigenart des Elßässervolkes eine Individualerscheinung, die er zeichnen möchte, gleich wie man ein Einzelwesen und sein Schicksal zeichnet. Aus Sprache, Sitte und Gewohnheit greift er mit ausgeprägtem Feingefühl für das Echte und Wesentliche alle jene Einzelzüge heraus, die in ihrer Gesamtheit das Bild seines Volkschlages abgeben. F—y.

Musland.

Charlotte Knoedel: Die Schwester Gertrud. Verlag S. Fischer, Berlin. Br. 2.50 Mk., geb. 3.50 Mk.

Wir schreiten durch ein hohes, weißes Haus, in dem die Menschen jammern und klagen und ihrer Schmerzen schreien, in dem die Schwestern in ihren blauen Kleidern und weißen Schürzen auf Filzschuhen durch die Krankenstube schlürfen, in dem die Ärzte leise sprechen, das Licht der Lampe nur durch den Schirm gedämpft über die blassen Gesichter der Kranken fliegt und ganz verlischt, wenn es den Tod am Bett der Menschen hat stehen sehen. In diesem Hause des Todes lebt Schwester Gertrud, die schöne Schwester Gertrud. Heißes Blut floß durch ihre Adern und das Hoffen lebte in ihren Augen, bis zu jener Stunde, da der Geliebte, Karl Wetter, der Maler, ihr zögernd gestand, daß er ein Weib habe und zwei Kinder. Jahre waren seit jenem Augenblick, der Gertrud Arnold ins Krankenhaus getrieben hatte, vergangen, Jahre voll Jammer und Sehnsucht, voll Trauer und Entsagung. Die Kranken hatte sie aufopfernd gepflegt, den Ärzten war sie die beste Hilfe, den jungen Schwestern eine Freundin gewesen. Nur nach Ruhe schrie ihre Seele. Aber das Schicksal, das sie einst aus der Welt gestoßen hatte, holte sie noch einmal ein, es führte sie durch Nächte voll grenzenlosen Jammers, durch zermalmende Qualen der Seele hin auf den Berg des Lebens, auf dem Zarathustra einst dreißig Jahre gelebt hatte mit seinem Adler und seiner Schlange. In jener Stunde trat das Schicksal zu ihr, da Lilly Brand, die Schwester der Frau des einst Geliebten, als Krankenschwester in ihr Zimmer kam. Das Schicksal führte ihr die Hand, als Maria Wetter, des Geliebten Weib, selbst erkrankte und nach schwerer Operation von ihr gepflegt wurde. Maria aber war nicht mehr zu retten, „sie muß verblöden“, lautete die Diagnose der Ärzte. Drei Tage und Nächte wachte Gertrud am Bette Marias, drei Tage und drei Nächte sah sie nichts als das Bild des Künstlers vor sich, den sie geliebt, und der nun zugrunde gehen würde an der Seite des gelähmten Weibes, und schrie und flehte zum Himmel, daß er Karl und Maria vor solch elendem Leben erretten solle. Aber der Himmel

sandte seine Regentropfen herab, unaufhörlich, kalt und trostlos. Da, am Morgen nach der dritten Nacht, als ein schmaler weißer Streifen über den Dächern stand und die Sterne erloschen, tötete Schwester Gertrud durch eine Morphiuminjektion Maria Wetter.

Zu Ende ist die Tragödie des Buches, ein zweiter Teil beginnt. Er erzählt uns von den Kämpfen, welche Karl Wetter und Gertrud Arnold zu führen hatten mit ihrem eigenen Herzen und Gewissen, mit dem Schicksal und mit den Sitten der Menschen. Ich fühle, was die Dichterin wollte. Über dem Grabe Marias sollen die Kinder der Toten Karls und Gertruds Hände ineinanderlegen, eine neue Moral, frei von allen althergebrachten Gesetzen von Gut und Böse, von Leben und Sterben, soll erklingen, ein Leuchten soll aus ihren Augen brechen, das wächst und wächst: Schwester Gertrud heiratet Karl Wetter, dessen Weib sie getötet hat. — — — —

Der Roman arbeitet mit den Mitteln des Naturalismus, seine Vorzüge und Grenzen zeigt er deutlich. Eine große Künstlerin ist es, die jene Kapitel geschrieben hat, in denen Gertrud am Bette Marias wacht. Aber Charlotte Knoedel hat mehr als nur diese naturalistischen Stimmungsmittel: frei schaltet ihre Phantasie in dem tief symbolischen Märchen vom Menschen, der drei Tage lang ein Riese war. Wie stehen ihre Gestalten vor uns, diese tiefe, ernste, siegreich den Stürmen des Lebens trotzende

Schwester Gertrud, die schöne, gute Maria und die kleine Lilly, der Durchschnittsmensch. Welch eine Fülle in den Gestalten des Krankenhauses! Nur der Maler, dem manch feines Wort in den Mund gelegt ist, bleibt blaß. Und etwas, was man allen Naturalisten immer wieder zurufen muß, soll auch hier gesagt werden: Höchste Wahrheit in der Wiedergabe der Einzelheiten und Zufälligkeiten des Lebens wirkt im Kunstwerk unwahr, in schlechtem Sinne romanhaft. Schmerzlich empfinde ich, daß für Charlotte Knoedel die Worte so wenig Stimmungsgehalt haben. Als Beispiel nehme ich das Schlußwort. Gertrud schreibt an Karl: „ich werde deine Frau“. Hier muß es heißen: Dein Weib! In den Romanen der Marlitt oder eines Rudolf Herzog wird der Backfisch die „Frau“ des Leutnants. Hier aber wird Gertrud das „Weib“ des Geliebten. Im letzten Teile des Buches hat man das Gefühl, daß die Dichterin des Werkes überdrüssig geworden ist, hier ist nicht mehr alles zwingend und von mitreißender Kraft. Vielleicht aber macht die Nähe von Ibsens „Rosmersholm“ hier unser Urteil zu streng. — Trotz allem: ein Roman, der Gestalten wie die Schwester Gertrud, wie Lilly und Elisabeth, der Szenen wie die im Krankenhaus, am Bette der sterbenden Maria und das Bild des Weihnachtsfestes auf der Kinderstation hat, stellt seine Verfasserin in die erste Reihe der lebenden Realisten der deutschen Literatur. —

K. G. Wndr.



Für den Inhalt verantwortlich die Schriftleitung: Franz Otto Schmid in Bern. Alle Zuschriften, die den Textteil betreffen, sind direkt dahin zu richten. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Schriftleitung gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.